

## **Chinua Achebe: Alles zerfällt (Things Fall Apart)**

Was hat mich dazu gebracht, Ihnen dieses Buch vorzustellen? Mir kam zu Ohren, dass in der Tübinger Damenwelt jedefrau den Roman „Blauer Hibiskus“ und andere Werke von der Nigerianerin Chimanda Adichie lese, die vom Selbstbewusstsein als Frau, besonders aber von dem als afrikanische Frau geprägt seien. In einer Rezension las ich, dies Buch und andere von afrikanischen Autorinnen seien nicht denkbar ohne den „Gründervater der modernen afrikanischen Literatur“, Achebe, und seinen ersten Roman. (Nur sei der literarische Rang weitaus niedriger als der von Achebe – das zitiere ich nur, das muss man nicht übernehmen.) Und dann fiel mir, als ich den „Purple Hibiscus“ zu lesen begann, gleich der erste Satz ins Auge: „Things started to fall apart at home ...“ („Alles fing an zu zerfallen bei uns zu Hause ...“). Das heißt, Adichie zitiert im ersten Satz ihres Romans den Titel des berühmten Romans ihres Landsmanns. Das bestätigt diesen behaupteten Zusammenhang: Die gegenwärtige Erfolgsautorin sieht sich in der Nachfolge Achebes. Dann stellte ich fest, dass „Alles zerfällt“ bis heute das meistgelesene und -kommentierte Buch eines afrikanischen Autors ist. Verkauft wurden (je nach Quelle) 20 bis über 30 Millionen Exemplare, Übersetzungen gibt es in 50 bis 62 Sprachen, die Encyclopedia Britannica zählt das Buch zu den 12 bedeutendsten (greatest) jemals geschriebenen Büchern – muss man nicht glauben, ist aber doch eine erstaunliche Bewertung. Und das Internet ist voll von Hilfsmitteln (Zusammenfassungen, Worterklärungen, Personenverzeichnissen usw.), d. h. das Buch wird heute noch in weiten Kreisen gelesen und in Lehranstalten behandelt. So kam ich dazu, mich mit „Things fall apart“ zu beschäftigen.

Der Titel ist übrigens ein Zitat aus dem Gedicht „The Second Coming“ von dem großen irischen Lyriker Yeats. Es geht darin um die für Irland katastrophalen Epoche nach dem 1. Weltkrieg - das Vokabular aber ist das des Weltuntergangs: das „Second Coming“ ist die Wiederkunft Christi am Ende der Zeiten. Der Titel unseres Buchs kündigt also einen Weltuntergang an – den Untergang einer alten, nicht europäisch bestimmten Welt!

Der Roman spielt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; der einzige konkrete Hinweis auf die Epoche ist die Erwähnung von Queen Victoria, die 1901 gestorben ist. Der Autor Achebe wurde 1930 geboren als Sohn eines Katecheten an einer Missionschule in einem Dorf der Ibos im Südosten Nigerias. Dieser Ort hatte seine alte Struktur keineswegs zur Gänze verloren. Und sein Großonkel – nicht Großvater, wie versehentlich in der Einladung geschrieben - und andere Verwandte waren, anders als der Vater, der christliche Katechet, „traditionalists“, und sie vermittelten ihm intensiv die alte Lebensweise und Vorstellungswelt. Achebe schrieb also über eine Welt, die zwar vor etwa einem halben Jahrhundert zusammengebrochen war, die aber in Erinnerungen und in vielen Einzelementen präsent blieb (übrigens in gewissen Resten noch in der Gegenwart präsent bleibt, wie Adichies Roman zeigt). Er selber hieß ursprünglich mit erstem Vornamen Albert nach dem Prinzgemahl Königin Victorias, legte diesen

von britischer Loyalität zeugenden Namen später jedoch ab und führte den afrikanischen Namen Chinua. Er bekam ein Stipendium für eine höhere Schule und studierte dann Englisch, Geschichte und auch Theologie. (Später verstand er sich nicht mehr als Christ.) 1953 schrieb er eine Kurzgeschichte über den Gegensatz der beiden Kulturen in einem Ibo-Dorf, in dem ein progressiver Schulleiter (schwarzer Hautfarbe) gegen die alten Traditionen im Dorf ankämpft und - scheidert. Da hatte er sein Lebensthema also schon gefunden. Seinen Debutroman „Things fall apart“ veröffentlichte er 1958, zu einem Zeitpunkt, als Nigeria noch britische Kolonie war. (Die Unabhängigkeit kam erst 1960.) Er schrieb danach noch zahlreiche Bücher, arbeitete als Journalist, Mitarbeiter der Biafra-Regierung im Bürgerkrieg und dann als Universitätslehrer in Nigeria und den USA. Dort starb er, vielgeehrt, 2013.

Kurz noch zu der Stammesbezeichnung Ibo: Man liest überall, „Ibo“ sei veraltet, eine europäisierte Form, es heiße richtig „Igbo“. Nun wird mit dem „gb“ ein Laut bezeichnet, den wir gar nicht kennen und der für uns kaum oder gar nicht zu hören ist. Unser Pfarrer in Maichingen ist Ibo (er hat das Buch übrigens schon in der Schule gelesen); er hat meiner Frau und mir den Namen zehnmal vorgesprochen – wir haben nur „Ibo“ gehört. Daher bleibe ich bei dieser Namensform. „Ig-bo“ zu sprechen ist Quatsch.

Und so beginnt der Roman:

### **Text 1**

Okonkwo war bekannt überall in den neun Dörfern und darüber hinaus. Sein Ruhm beruhte auf soliden persönlichen Errungenschaften. Als junger Mann mit 18 hatte er seinem Dorf Ehre erworben, indem er Amalinze die Katze zu Boden gebracht hatte. Amalinze war der große Ringer, der sieben Jahre lang ungeschlagen war, von Umuofia bis Mbaino. [...] Das war viele Jahre her, 20 Jahre oder mehr, und in dieser Zeit war Okonkwos Ruhm gewachsen wie ein Buschfeuer im Harmattan [*winterlicher Wind von der Sahara her*]. Er war groß und mächtig, und seine buschigen Augenbrauen und die breite Nase verliehen ihm ein sehr strenges Aussehen. Er atmete schwer, und man sagte, wenn er schlief, konnten seine Frauen und Kinder in ihren Nebenhäusern ihn schnaufen hören. Wenn er ging, berührten seine Fersen kaum den Boden, und er schien auf Sprungfedern zu gehen, als wäre er dabei, über jemanden herzufallen. Und er fiel in der Tat oft über Leute her. Er stotterte ein wenig, und immer, wenn er wütend war und die Wörter nicht schnell genug herausbrachte, benützte er die Fäuste. Er hatte keine Geduld mit erfolglosen Männern. Er hatte keine Geduld mit seinem Vater.

Schon in diesen ersten Abschnitten wird Entscheidendes über den Protagonisten des Buchs und seine Lebensverhältnisse gesagt bzw. angesprochen. Der inzwischen etwa Vierzigjährige hat mehrere Frauen (derzeit sind es drei), die mit ihren Kindern in

jeweils eigenen Hütten (innerhalb des von einer kreisförmigen Erdmauer umgebenen Anwesens) wohnen. (Sie kochen jede für sich und bringen hintereinander dem Gemahl ihre Mahlzeit.) Umuofia ist ein Stammesverband von neun Dörfern, abstammend von den neun Söhnen eines Stammvaters. Innerhalb der Dorfgemeinschaft zählt die Leistung des Einzelnen: Dass der kräftige Mann den Clan-Champion im Ringen besiegt hat, bedeutet viel für seine Stellung. Wir erfahren später, dass er in Kriegen mit anderen Clans schon fünfmal den Kopf eines getöteten Feindes nach Hause gebracht und so sein Ansehen gesteigert hat. (Die Kriege sind offensichtlich von eher begrenztem Zuschnitt. - Aus einem der Schädel pflegt er bei offiziellen Gelegenheiten seinen Palmwein zu trinken.) Aber auch wirtschaftlicher Erfolg ist wichtig. Wer etwas Bedeutendes geleistet oder auch als wohlhabender Mann einen Beitrag für das Wohl des Dorfs erbracht hat, kann in feierlicher (und teurer) Zeremonie einen „Titel“ verliehen bekommen. Okonkwo erwirbt im Lauf der Zeit deren mehrere.

Was hat das mit seinem Vater zu tun, mit dem er, wie wir gehört haben, „keine Geduld hatte“? Der Vater, jetzt schon zehn Jahre tot, war ein Faulpelz gewesen, der „nicht in der Lage war, an den nächsten Tag zu denken“, Musik liebte (selber sehr gut die Flöte spielte), jeden Groschen, den er allenfalls in die Hand bekam, in eine Palmwein-Fete umsetzte, Schulden machte und seine Schuldner auslachte, wenn sie glaubten, eine Rückzahlung einfordern zu können. Okonkwo ist somit als Sohn eines Taugenichts arm und verachtet aufgewachsen. Darin ist, so merken wir, die Ursache für sein geradezu übersteigertes Streben nach Wohlhabenheit und hohem Status zu sehen.

Ein erstes Ereignis, das uns vorgeführt wird: Unter großem zeremoniösem Aufwand verkündet der maskentragende Ausrufer des Dorfs der feierlich einberufenen Versammlung, etwa zehntausend Männern, in Mbaino sei eine Frau aus Umuofina, die dort den Markt besuchte, getötet worden. Das hätte zu einem Krieg führen können, die Versammlung entscheidet sich aber nach wilden Diskussionen für eine andere, von der Tradition vorgegebene Möglichkeit: Das Dorf Mbaino soll einen Jugendlichen und eine Jungfrau an Umuofina übergeben. Okonkwo erhält die ehrenvolle Aufgabe, die beiden abzuholen, das Mädchen bekommt der Ehemann der Getöteten als Ersatz, der fünfzehnjährige Junge soll für drei Jahre bei Okonkwo bleiben. Er lebt bei dessen erster Frau, wo es auch einen zwölfjährigen Sohn namens Nwoye gibt. Der Ankömmling erweist sich, nachdem ihm Okonkwo das Heimweh mit dem Stock ausgetrieben hat, als sehr patent, ein Junge nach dem Herzen Okonkwos; der gewinnt ihn lieb, was er natürlich nach außen nicht zeigt, und wird von ihm Vater genannt. Bei dem eigenen Sohn wird Okonkwo den Verdacht nicht los, der komme seinem Großvater nach, dem Schwächling, und er behandelt ihn entsprechend. Es heißt von Okonkwo:

## Text 2

Seine Frauen, besonders die jüngste, lebten in dauernder Angst vor seinem hitzigen Temperament, und so auch die kleinen Kinder. Vielleicht war Okonkwo im Inneren seines Herzens kein grausamer Mensch. Aber sein ganzes Leben wurde beherrscht von Angst, Angst vor Versagen und Schwäche. Sie war tiefer und innerlicher als die Angst vor bösen und willkürlichen Göttern, vor Magie, vor dem Wald, vor den Mächten der Natur, bössartig, mit roten Zähnen und Klauen. [...] Es war die Angst vor ihm selbst, die Angst, dass man ihn seinem Vater ähnlich finden könnte.

(Wir halten am Rande fest: In dem Ibo-Dorf gibt es viele Gründe, Angst zu haben.)

Wir springen drei Jahre nach vorne. Der neue Sohn, Ikemefuna heißt er, haust mehr im „obi“, im Haus Okonkwos als in der Hütte seiner Pflegemutter; er hört von ihm Geschichten von Gewalt und Blutvergießen und lernt, herablassend vom Weibervolk zu reden – d. h. er wird zum Mann. Da kommt eines Tages der älteste Mann des Dorfes zu Okonkwo und verkündet ihm, Umuofia, d.h. die Autoritäten des Stammes, habe beschlossen, dass der junge Ikemefuna getötet werden müsse. So habe es das „Orakel der Hügel und der Höhlen“ verkündet. Eine Begründung hören wir nicht. Okonkwo erzählt nun dem Ziehsohn, er werde jetzt wieder in sein Heimatdorf gebracht (was diesen nach der langen Abwesenheit gar nicht freut). Am Tag darauf kommen Männer mit offizieller Gewandung, Buschmessern und Palmwein und holen den jungen Mann ab. Nach langem Marsch, tief im Busch, zieht einer der Männer sein Messer, der völlig überraschte Ikemefuna ruft seinen „Vater“ zu Hilfe, der eilt herbei, und dann heißt es zu unserer Überraschung: „Außer sich vor Angst zog Okonkwo sein Buschmesser und hieb ihn nieder. Er hatte Angst, für weichlich gehalten zu werden.“ Der alte, tiefsitzende Komplex des Feiglingssohns hat zu einer grässlichen Tat geführt. Dass sie grässlich ist, ist Okonkwo sehr wohl bewusst: Er kann drei Tage lang nicht schlafen und betrinkt sich mit Palmwein.

Danach wird Okonkwo von seinem guten Freund Obierika scharf getadelt: Er hätte als Quasi-Vater an dem Hinrichtungsmarsch gar nicht teilnehmen sollen. Auch die Autoritäten hatten vor dem Unternehmen Okonkwo entschieden von der Teilnahme abgeraten. Und auch der alte, hochgeehrte Mann, der ihm den Beschluss überbrachte, hatte gesagt; „Dieser Junge sagt Vater zu dir, wirke nicht mit bei seinem Tod.“ Aber festzuhalten bleibt: Die Hinrichtung selbst stand nicht in Frage, weder der besonnene Obierika noch der Alte kritisiert die Tötung als solche.

Okonkwos Sohn Nwoye, der ein gutes Verhältnis zu Ikemefuna gehabt hatte, begriff sofort, dass sein Quasi-Bruder tot war. Und er spürte, wie irgendetwas in ihm „zuschnappte“. Dasselbe Empfinden hatte er kurz vorher schon einmal: Als er von einem Ernteeinsatz zurückkehrte, inmitten einer fröhlichen Gruppe von Frauen und

Kindern, waren die Frauen plötzlich verstummt – aus dem Dickicht war Babygewimmer zu hören. Und Nwoye erinnerte sich: Zwillinge werden in Umuofia gleich nach der Geburt in Irdenen Töpfen im Wald ausgesetzt. Von diesem Brauch ist in unserem Buch immer wieder die Rede.

Hier muss ich von einem merkwürdigen Sachverhalt berichten: Ibo-Land war und ist die Region, in der weltweit die meisten Zwillinge geboren werden. Man führt dies volkstümlich auf die Ernährung zurück: In den Yams-Wurzeln gebe es einen Stoff, der beim Eisprung die Loslösung eines zweiten Eis vom Eierstock begünstige. Die Wissenschaft allerdings hat keine Erklärung. Heute werden die vielen Zwillingengeburt als eine Besonderheit der Gegend positiv gewertet – Zwillinge gelten als erfolgreicher, Prominente geben stolz zu Protokoll, etwa im Wahlkampf, sie seien auch Zwilling. Wie es zu dem Umschlag von angsterfüllter Tötung zu freudiger Akzeptanz gekommen ist, weiß ich nicht.

Jetzt müssen wir nachholen: In den drei Jahren ist Okonkwo auf dem Weg vom Hungerleider zum wohlhabenden Mann weit vorangekommen. Er hat von einem reichen Dorfbewohner eine Anzahl Yams geliehen (diese große Knolle ist das wichtigste Anbauprodukt [, der „König der Feldfrüchte“, und sie hat etwas mit Männlichkeit zu tun ]), er schafft durch Rodung frische Anbauflächen und pflanzt die Yams ein; von jeder Ernte gibt er ein Drittel seinem Gläubiger zurück. Obwohl das Wetter im ersten Jahr ganz ungewöhnlich schlecht ist, schafft das unermüdliche Kraftpaket rasch den sozialen Aufstieg. Das schönste Mädchen des Dorfs, Ekwefi, das er zunächst als armer Schlucker nicht heiraten kann (er kann den Brautpreis nicht aufbringen), läuft jetzt dem Mann, mit dem sie verheiratet worden ist, davon und wird Okunkwos zweite Frau.

Diese Ekwefi erlebt ein schlimmes Schicksal: Sie bringt neun Kinder zur Welt, die alle früh sterben, und wird darüber bitter und vergrämt. Mehrere Medizinmänner, abenteuerlich aussehende Typen, werden befragt und geben ihre Ratschläge. Es handelt sich offenbar um ein Ogbanje, ein „böses Kind“, das nach seinem frühen Tod in den Schoß seiner Mutter zurückkehrt, um erneut und wieder und wieder früh zu sterben. Die verzweifelte Mutter gibt den Kindern entsprechende Namen, z.B. „Tod, ich flehe dich an“. Eine der Baby-Leichen wird von einem Mediziner verstümmelt und im „Bösen Wald“ auf üble Weise verscharrt, damit das Ogbanje keine Lust mehr hat wiederzukommen. Ein zehntes Kind wird geboren, ein Mädchen, schwächlich, aber es bleibt am Leben. Zwar fängt es doch einmal an, fiebrig zu zittern, und man treibt einen ungeheuren Aufwand, um die Magie zu lösen, es war aber doch nur Malaria, gegen die man Naturheilmittel hat. Das Mädchen Ezinma wird eine reizende und auch sehr selbstbewusste Person, Vater Okonkwo liebt sie sehr und bedauert heftig, dass sie kein Junge ist. Das hindert ihn allerdings nicht, ihr bei Gelegenheit heftige Prügel zumindest anzudrohen.

Ich muss jetzt etwas pauschaler wiedergeben, wie das Leben in Umuofia im ersten Teil des Buchs, der stark die Hälfte des Romans umfasst, geschildert wird. Wichtig

sind die Feste, offizielle und private (immer stark frequentiert: Bei Hochzeiten kocht die Brautmutter fürs ganze Dorf): reichliches Essen ist wichtig (wobei die Speisenvielfalt recht beschränkt ist, Yams stehen immer im Mittelpunkt - ganz anders als bei Adichie, der gegenwärtigen Autorin, die uns mit einer Vielzahl von nigerianischen Gerichten bekanntmacht), reichlich fließt der Palmwein (dessen Abzapfung und Bereitung einiges Können verlangt – er hat offenbar 4–8 % Alkohol), ganz wichtig ist die Musik: Trommler trommeln sich in Ekstase und treiben die Zuhörer in den Wahnsinn, „Ogene“ (eine Art Metallglocken, auf die rhythmisch geschlagen wird) und die schrillen Flöten drohen Ohren und Herz zu zerreißen. Diese Musik begleitet auch die Wettkämpfe Dorf gegen Dorf im Ringen, bei denen die Riege von Umuofia regelmäßig gewinnt. Das Leben spielt sich im Rhythmus der jahreszeitlichen Phasen ab: Aussaat-Zeit (sehr anstrengend), Regenzeit (ruhiger, man macht Arbeiten, die im Haus anfallen), Erntezeit (auch anstrengend, aber fröhlich). Die Heuschrecken fallen *nach* der Erntezeit ein, überraschenderweise für uns werden sie freudig begrüßt: Sie können keinen großen Schaden mehr anrichten, sind aber geröstet ein heiß begehrter Leckerbissen. Götter und Geister (bei denen keine klare Hierarchie zu erkennen ist) spielen eine große Rolle, ebenso die Vorfahren. Die Bindung an die Erfahrung der vergangenen Generationen zeigt sich in zahlreichen Sprichwörtern, die zitiert und befolgt werden. Auch Sagen bekommen wir zu hören, und alte Gesänge werden gesungen. Es gibt aber auch erst vor Kurzem populär gewordene Lieder, also „Schlager“, die z.T. zitiert werden, auf Ibo.

Die Frauen sind eindeutig den Männern untergeordnet. Die Ehemänner kommandieren ihre Frauen und prügeln sie bei Gelegenheit. (Okonkwo tut sich da besonders hervor; einmal schlägt er seine dritte Frau unbedachterweise während der alljährlichen „Woche des heiligen Friedens“ – in früheren Zeiten hätte er dafür getötet werden können, aber jetzt kommt der angesehene Titelträger glimpflich davon.) Unter Männern wird verächtlich über die Weiber geredet. Interessant ist, dass es bei den Beerdigungen, die sehr aufwendig begangen werden, zwei Sorten gibt, männliche und weibliche. Die weiblichen sind die Beerdigungen zweiter Klasse, egal, ob eine Frau oder ein Mann begraben wird. Es wird aber auch eine ältere Frau erwähnt, die Autorität ausstrahlt, zumindest innerhalb der Großfamilie. Und es gibt einen Frauenrat für bestimmte Belange. Besonders zu beachten ist aber, dass das „Orakel der Hügel und der Höhlen“ von einer Priesterin verwaltet wird. Sie ist eigentlich eine freundliche Witwe von nebenan, aber manchmal, nicht nur wenn sie durch den engen Eingang in ihre Höhle kriecht, wird sie zu einem Wesen von gewaltiger Macht, wie wir im Fall des armen Pflegesohns von Okonkwo gesehen haben. Sie kann aber auch ganz vernünftige Entscheidungen treffen. So, als Okonkwos antriebsarmer Vater sich bei ihr beklagt, dass seine Ernten so schlecht ausfielen, obwohl er doch den zuständigen Gottheiten immer einen Hahn opfere. Die Priesterin brüllt ihn an, im ganzen Stamm wisse man ja, dass er auf ausgelaugtes Land pflanze, statt mühevoll neues zu roden. „Geh heim und arbeite wie ein Mann.“

Gerichtliche Entscheidungen liegen in den Händen der Egwugwu, das heißt der großen Vorfahren. Sie treten bei einem Prozess (der ist wie alles bei den Ibo ein riesiges Spektakel mit dröhnender Musik und unheimlichen Zeremonien) in zeremoniöser Gewandung auf, wirken furchterregend, sprechen unter sich in einer unverständlichen Sprache und ziehen sich zur Beratung in ihre „unterirdische Heimstätte“, wie gesagt wird, zurück. Bei der Schilderung eines solchen Prozesses erlaubt sich der Erzähler eine überraschende Bemerkung: Okonkwos Frauen im Publikum „könnten dabei bemerkt haben“, dass einer von den „Vorfahren“ den „federnden Gang“ ihres Gatten (vgl. Text 1) hat und dass er bei den titelführenden Ehrengästen im Publikum, wo er eigentlich hingehört, fehlt. Das ist ein Effekt, wie wir ihn vom Nikolaus her kennen: „Der Nikolaus hat ja die Schuhe vom Onkel Erich an!“ Die Frauen Okonkwos müssten gemerkt haben: „Der geheimnisvolle Egwugwu ist ja bloß unser Ehemann!“ Diese Ironie gegenüber einem besonders ehrwürdigen Vollzug verwundert. In der Regel schildert der Erzähler die Besonderheiten der Ibo-Kultur mit großem Ernst und enormer Liebe zum Detail. Er spricht relativ einfach, verwendet öfter Ibo-Ausdrücke, zitiert manchmal ganze Ibo-Texte, die er zum Teil nicht einmal übersetzt, er identifiziert sich gewissermaßen mit den geschilderten Menschen. An der eben behandelten Stelle und ähnlichen kommen jedoch gepflegt-intellektuelle Vokabeln vor, der Erzähler kann von den Ibo als „diese Leute“ sprechen, d. h. er scheint hier die Perspektive des überlegenen Beurteilers einzunehmen.

Am Ende des ersten Romanteils wird uns eine ganz besonders aufwendige Beerdigung geschildert: Der älteste Mann des Dorfs, von dem wir schon im Zusammenhang mit dem unglücklichen Ikemefuna gehört haben, ist gestorben und wird mit allem, was Umuofina zu bieten hat, „zehnfachem Tumult“, Tänzern in „Raserei“ usw., vom Land der Lebenden ins Reich der Vorfahren geleitet. (Zwischen diesen beiden, so wird bemerkt, ist keine große Entfernung, und es gibt keine strenge Abgrenzung.) Zu diesem Aufwand gehören auch Salven aus den Gewehren. Unglücklicherweise explodiert Okonkwos Waffe, und ein Metallstück trifft einen Sohn des Toten ins Herz. Das ist, weil unabsichtlich ein „weibliches“, d. h. zweitrangiges Verbrechen: Okonkwo bleibt am Leben, muss aber noch in der Nacht mit seiner Familie fliehen und darf erst nach sieben Jahren zum Stamm zurückkehren. Die Freunde trösten ihn und bringen seine Yams in Sicherheit, aber bei Morgengrauen wird sein Anwesen abgefackelt und sein Vieh getötet, ohne Hass, aber das sind die Regeln, wenn jemand das Land mit dem Blut eines Stammesgenossen besudelt und so die Erdgöttin beleidigt hat.

Der Abschluss des ersten Teils gehört Obierika, dem besten Freund Okonkwos.

### Text 3

Obierika war ein Mann, der sich über die Dinge Gedanken machte. Als der Wille der Göttin erfüllt war, setzte er sich in seinem *obi* nieder und trauerte über das Unglück seines Freundes. Warum musste ein

Mann so schlimm leiden für ein Vergehen, das er unabsichtlich begangen hatte? Aber obwohl er lange nachdachte, kam er zu keiner Antwort. Er geriet nur in größere Verwirrung. Er erinnerte sich an die Zwillinge seiner Frau, die er weggeworfen hatte. Welches Verbrechen hatten sie begangen? Die Erdgöttin hatte festgelegt, dass sie ein Ärgernis für das Land waren und vernichtet werden mussten. Und wenn der Stamm nicht die genaue Strafe für ein Ärgernis gegenüber der Großen Göttin ausführte, brach ihr Zorn los über dem ganzen Land und nicht nur über dem Urheber des Ärgernisses. Wie die Alten sagten: Wenn *ein* Finger Öl an sich hat, macht er auch die anderen schmutzig.

Obierika spricht dem modernen Leser aus dem Herzen. Vieles an der Ibo-Kultur, die uns in dem Roman vor Augen gestellt wird, ist für uns nicht akzeptabel, und vielleicht an erster Stelle die Zwillingstötung. Hier wird also auf ernstere Weise als bei der Ironie gegenüber der Vorfahren-Verkörperung eine kritische Haltung angeregt gegenüber der Kultur, deren Würdigung doch die Absicht des Romans zu sein scheint. Dieser Zwiespalt bereitet uns vor auf die zweite Hälfte des Romans.

Okonkwos Exil ist das Dorf Mbanta, aus dem seine Mutter stammte. Hier ist sie auch begraben, hier hat Okonkwo als Junge den traditionellen Abschied von der Mutter gesprochen[, hier beschirmt sie ihn, wie eben eine Mutter ihr Kind im Unglück beschirmt]. Die Verwandten nehmen ihn, seine drei Frauen und elf Kinder freundlich auf und ermöglichen ihm, ein neues Anwesen anzulegen, geben ihm Yams und Felder, damit er gleich wieder mit dem Anbau beginnen kann. Aber Okonkwo hat nicht mehr die Energie, mit der er als junger Mann seinen phänomenalen Aufschwung geschafft hat, und er sieht, dass sein leidenschaftlich verfolgtes, beinahe schon erreichtes Ziel, einer der ganz Großen seines Stamms zu werden, auf einen Schlag hinfällig geworden ist.

Im zweiten Jahr von Okonkwos Verbannung kommt sein Freund Obierika zu Besuch und bringt eine Menge Muschelgeld als Gegenwert für die Ernteertrag der Yams, die Obierika von dem scheidenden Okonkwo übernommen hat. Viel wichtiger aber ist eine Nachricht, die er in einer Gesprächsrunde beim Ältesten des Dorfs übermittelt: Das Dorf Abame existiert nicht mehr. Ein weißer Mann kam dort an – ein Albino? Nein. Ein Lepröser? Nein. Er hatte ein eisernes Pferd bei sich (ein Fahrrad, wie wir später erfahren) und sprach ganz komisch. Das Orakel sagte, er werde den Stamm spalten (!) und Zerstörung bringen, also tötete man ihn. Später kamen drei solche Weiße und eine Gruppe normaler Menschen (d.h. Afrikaner) und sahen das Fahrrad, das man an einen heiligen Baum gebunden hatte. Noch später kamen viele Weiße und Ibos und schossen so gut wie alle Dorfbewohner tot. Okonkwo ist empört: Die Abame-Leute hätten sich wehren müssen, sie waren gewarnt. Man erinnert sich in der Runde an irgendwelche Erzählungen von Sklavenverschleppungen, die aber niemand geglaubt hat, und witzelt, dass bald vielleicht grüne Männer mit Gewehren kommen.

Als weitere zwei Jahre später Freund Obierika wieder zu Besuch zu dem Exilierten kommt, hat sich die Situation völlig geändert. Sowohl im Heimatort Umuofina als auch bei Okonkwo in Mbanta sind Missionare eingetroffen; d.h. die Weißen, die eben noch Sagengestalten waren, haben begonnen, sich mit ihrer afrikanischen Gefolgschaft im Land festzusetzen, diesmal gewaltfrei. In Umuofina haben sie eine Kirche gebaut und schon einige Leute für sich gewonnen. Die führenden Männer des Orts sind wenig beunruhigt: Unter diesen „Bekehrten“ ist kein Mann von Ansehen, es sind „Nichtsnutze“, die Priesterin nennt sie die Exkremente des Stammes. In Mbanta ist von sechs Missionaren einer weiß, seine Reden übersetzt ein Afrikaner aus einem ganz anderen Stamm, dessen Sprachschnitzer für viel Gelächter sorgen. Der Weiße spricht eindrucksvoll von Gott, dem allmächtigen Schöpfer, gegenüber dem die einheimischen „Götter“ nur Gebilde aus Stein und Holz sind. Schon dies erregt den Widerspruch der Zuhörer, die die Macht ihrer Erdgöttin, ihres Donnergotts erfahren haben, erst recht irritiert sie die Rede davon, dass Gott einen Sohn habe, der (wie auf Nachfrage ergänzt wird) ohne Mutter sei. Das ist für die Ibo schlichte Verrücktheit. (Noch heute ist ja die Trinitätslehre die größte Klippe beim Versuch, etwa Muslimen das Christentum näherzubringen.) Aber die Missionare haben einen anderen Trumpf: ihre Lieder, die schmissigen evangelikalen Songs, die „die stummen und verstaubten Saiten im Herzen eines Ibo“ rühren können. Damit wird zugestanden, dass in dieser Ibo-Kultur bestimmte Bedürfnisse, eine emotionale Seite: Sehnsucht nach Mitgefühl, nicht bedient wird. Besonders Nkwoye, Okwonkos ältester Sohn, wird von diesen Hymnen über das Volk im Dunkeln, dem ein Licht aufstrahlt, ergriffen, insbesondere wenn er an seinen armen Freund Ikefuma und an das Greinen der ausgesetzten Zwillinge denkt. Und das ist die Neuigkeit, die Obierika seinem verbannten Freund Okonkwo bringt: Nkwoje ist nach Umuofina zurückgekehrt und hat sich den Missionaren angeschlossen. Es gibt dort jetzt eine Schule, in der man lesen und schreiben lernen kann. Obierika hat es mühsam geschafft, zu Nkwoje vorzudringen, und hat ihn auf seinen Vater Okonkwo angesprochen; da sagte der junge Mann: „Er ist nicht mein Vater.“ Er sagte es unglücklich.

Auch in Mbanta wollen die Christen eine Kirche bauen und bitten um Land. Zynischerweise (die brüsten sich ja mit ihrem Sieg über den Tod) gibt man ihnen einen Teil des „Bösen Waldes“, wo Seuchenopfer verscharrt werden und unheilvolle Mächte ihr Unwesen treiben. Zur größten Überraschung aller sterben sie dort einfach nicht, auch nicht nach 28 Tagen, der äußersten Überlebensfrist, die man einem Menschen dort zubilligt. {Vielleicht liegt es an ihren Brillen, durch die sie sich mit den bösen Geistern verständigen können.} Unter den Bekehrten, die sie gewinnen, ist auch eine schwangere Frau, die viermal Zwillinge geboren und erlebt hat, wie sie „weggeworfen“ wurden.

Okonkwo hat seinen Sohn, als der, noch in Mbanta, Kontakt zu den Christen aufnahm, heftig verprügelt und wurde nur durch seinen alten Onkel Uchendu vom

Schlimmsten abgehalten. Jetzt hat er Lust, diese ganze Christenbrut mit dem Buschmesser zu erledigen. Wie kann er, den man „brausende Flamme“ nennt, einen so unmännlichen Sohn haben? Beim Blick in das Feuer in seinem Obi kommt ihm die Erkenntnis: „Lebendiges Feuer erzeugt kraftlose Asche.“

Die junge Christen-Gemeinde in Mbanta unter dem afrikanischen Leiter Mr. Kiaga erlebt schon bald einige Krisen. So, als einige „Ausgestoßene“ versuchen, sich der Gemeinde anzuschließen. Das sind Leute, eine Art Kaste der Unberührbaren, die vom Gemeinschaftsleben des Dorfs ausgeschlossen sind, in einem eigenen Bezirk leben und an ihren langen Haaren, die sie nicht schneiden dürfen, kenntlich sind. Sie sehen, dass die Christen Zwillinge retten, und hoffen, auch selber bei ihnen ihrer Verdammung zu entgehen. Für die Bekehrten ist das ein Unding, Mit Ausgestoßenen kann man nie und nimmer Kontakt haben, aber Mr. Kiaga hat einen unerschütterlichen Standpunkt: Vor Gott sind alle Menschen gleich, alle sind seine geliebten Kinder. Er lässt die Ausgestoßenen ihre Haare scheren (sie tun es angstvoll, denn sie glauben, sie müssten deswegen sterben) und er schafft es, dass nur wenige der bisherigen Gemeindemitglieder deswegen austreten.

Einige von den Neuchristen provozieren in ihrem Übereifer (wir kennen ja den Begriff „Konvertitenkomplex“) die „Altgläubigen“, die „Heiden“, durch die Androhung, die Schreine ihrer Pseudo-Götter zu zerstören. Sie kommen mit einer (allerdings brutalen) Tracht Prügel davon. Aber als ein Christ, ein ehemaliger Ausgestoßener, die heilige Python-Schlange tötet (oder getötet haben soll), die hochverehrte Emanation des Wassergotts, die unbehelligt durchs ganze Dorf kriecht, muss der Rat der Führenden und Alten Maßnahmen ergreifen. Okonkwo, der inzwischen auch in seiner Exilgemeinde eine gewisse Rolle spielt, plädiert wie schon bisher vehement für Gewalt gegen diesen Abschaum, der das Dorf verreckt, aber der (für ihn „weibische“) Rat beschränkt sich darauf, die Christen zu ächten, d. h. vom Gemeinschaftsleben auszuschließen. Harmlos ist das nicht: Als die Christenfrauen die Kirche vor den Osterfeiertagen auf Hochglanz bringen wollen, merken sie, dass sie vom Wasserlauf gewaltsam ferngehalten werden, und ebenso von den Förderstellen für Kalk und rote Erde. Man hört, die Christen dürften auch nicht mehr an den Märkten teilnehmen. Einige Gemeindemitglieder wollen schon zu Stöcken, ja, zu ihren Buschmessern greifen. Aber da stirbt ganz unerwartet der Christ, dem die Tötung der Schlange zugeschrieben worden ist. Für den Rat der Alten ist klar: Die alten Götter haben bewiesen, dass ihre Macht ungebrochen ist! Gegen die Christen wird nichts mehr unternommen.

Ganz anderes hört man aus Umuofina. Da hat ein Mann einen der Missionare getötet, und er wird dafür verurteilt und gehängt. Das heißt, es gibt dort ein Gericht, es geht nicht mehr einfach um Missionierung, um Werbung für eine neue Religion, sondern eine Regierungsmacht ist präsent und greift herrschaftlich in das Leben des Dorfes ein.

Okonkwos Verbannungszeit geht zu Ende. Er hat viel erreicht in Mbanta, aber zu Hause im „kühnen und kriegerischen“ Umuofina wäre er jetzt ganz an der Spitze. An

Freund Obieka schickt er Geld, damit dieser provisorische Unterkünfte für ihn selbst und seine Familie, die inzwischen weiter gewachsen ist, baut. In Mbanta veranstaltet er ein Fest für seine (mütterliche) Verwandtschaft, das alle gewohnten Dimensionen sprengt. [Es gibt in Mengen alles, was auf der Ibo-Speisekarte steht (die allerdings beschränkter ist als unsere).] Gefeierte wird der Wert der Verwandtschaft. Der uralte Onkel Uchendu[, von dem wir schon gehört haben,] betet zu den Vorfahren und sagt dabei:

#### Text 4

Wir bitten nicht um Reichtum, denn wer Gesundheit und Kinder hat, wird auch Reichtum haben. Wir bitten nicht darum, dass wir mehr Geld haben, sondern dass wir mehr Verwandte haben. Wir sind besser als die Tiere, weil wir Verwandte haben. Wenn es ein Tier an der Flanke juckt, reibt es die an einem Baum; ein Mensch bittet seinen Verwandten, ihn zu kratzen.

Ein anderer Alter preist ebenfalls den Wert der Verwandtschaft, fügt aber noch einen aktuellen Appell an die Jungen hinzu:

#### Text 5

Was mich betrifft, so habe ich nur noch eine kurze Weile zu leben. [...] Aber ich habe Angst um euch junge Leute, weil ihr nicht versteht, wie wichtig das Band der Verwandtschaft ist. Ihr wisst nicht, was es bedeutet, mit *einer* Stimme zu sprechen. Und was ist die Folge? Eine abscheuliche Religion hat sich bei euch eingenistet. Ein Mann kann jetzt seinen Vater und seine Brüder verlassen. Er kann die Götter seiner Väter und seiner Vorfahren verfluchen, wie ein Jagdhund, der auf einmal toll wird und seinen Herrn anfällt. Ich habe Angst um euch; ich habe Angst um den Stamm.

Zurück in Umuofina muss Okonkwo in seinem Bestreben nach Größe und Einfluss wieder fast bei Null anfangen. So hat er seine Mitgliedschaft bei den neun als Vorfahren kostümierten Richtern natürlich verloren. Und er konnte beim Kampf gegen die neue Religion sich nicht von Anfang an als aggressiver Gegner positionieren. Er baut sein Anwesen größer und stattlicher wieder auf (er hat ja zwei Frauen und einige Kinder mehr) und hofft, dass die Lieblingstochter Ezinma und eine weitere Tochter, die zu ausgesprochenen Schönheiten herangewachsen sind, ihm bedeutende Männer als Schwiegersöhne zuführen. (In Mbanta hat er eine Heirat subtil hintertrieben.) Am Verlust des ältesten Sohns Nwoye kann er nichts ändern, aber er schwört seine übrigen fünf Söhne auf seine Linie ein. (Selbst nach seinem Tod dürfen sie nicht „weibisch“ werden, sonst kommt er wieder aus dem Grab und bricht ihnen das Genick.)

Wir haben schon gehört, dass Umuofina sich in den sieben Jahren sehr verändert hat. Die Kirche hat viele „in die Irre geführt“, „vom rechten Weg abgebracht“ (led ast-ray), wie der Erzähler hier formuliert, und nicht nur Unterprivilegierte haben Zuflucht bei ihr gesucht, sondern sogar ein Mann mit zwei Titeln ist beigetreten. (Er hat nicht gleich alles richtig verstanden – zum Abendmahl, das hier „heiliges Festmahl“ heißt, hat er sein Trinkhorn mitgenommen.) Aber noch wichtiger: Die Weißen (anwesend sind genau genommen nur zwei weiße Männer) haben, wie oben schon angedeutet, die zivile Herrschaft der Regierung etabliert: Ein Distriktsbevollmächtigter fällt gerichtliche Urteile, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, was nach den Sitten des Stammes richtig oder falsch ist. Die ausführenden Organe sind die Gerichtsboten, Afrikaner aus einer entfernten Stadt, wo die Weißen schon längere Zeit ein Handels- und Regierungszentrum errichtet haben. Diese „kotma“ sind wegen ihrer Arroganz und Willkür verhasst, die Leute nennen sie nach ihren grauen Shorts „Asche-Arschbacken“. Das Gefängnis ist voll, u.a. wegen Zwillingsaussetzungen.

Okunkwo versteht nicht, warum das Dorf sich nicht rechtzeitig gewehrt hat. Der kluge Freund Obieka verweist auf das Massaker von Abame, wo ja nach der Tötung eines einzelnen Weißen Truppen anmarschiert sind. Und er analysiert: Der weiße Mann war sehr clever. Er kam zuerst „ruhig und friedlich“ mit seiner Religion. Der Stamm amüsierte sich über das dumme Zeug und duldete es. Aber dadurch gewannen die Weißen einen Teil der Brüder, und jetzt ist die Einheit dahin und damit die Möglichkeit, geschlossen zu agieren. Die beiden Männer sitzen noch lange schweigend nebeneinander ... .

Nicht alle Einwohner von Umuofina blicken so ablehnend auf die neuen Verhältnisse. Schließlich gibt es jetzt einen Handelsposten, und man kann bestimmte Produkte einträglich verkaufen. Und auch in der geisteskranken Religion (der Erzähler verwendet aus der Perspektive der Ibo eine ganze Palette von Ausdrücken für „psychisch gestört“ in Bezug auf die christliche Lehre) entdeckt man ganz sinnvolle Elemente. Das liegt zum guten Teil am hiesigen Missionar Mr. Brown, einem Weißen, der seine Leute zur Toleranz anhält und gute Beziehungen zu den Honoratioren pflegt. Einer der Titelträger namens Akunna schickt sogar seinen Sohn in die Missionschule, damit er die Kenntnisse der Weißen erwirbt. Akunna und Brown unterhalten sich öfter (durch Dolmetscher) bei gegenseitigem Respekt über ihre Religionen.

## **Text 6**

Akunna: Sie sagen, dass es einen höchsten Gott gibt, der Himmel und Erde gemacht hat. Wir glauben auch an ihn und nennen ihn Chukwu. Er hat die ganze Welt gemacht und die anderen Götter.

Brown: Es gibt keine anderen Götter. Chukwu ist der einzige Gott und alle anderen sind falsch. Ihr schnitzt ein Stück Holz zurecht, [...] und ihr nennt es einen Gott. Aber es ist immer noch ein Stück Holz.

A.: Ja, es ist in der Tat ein Stück Holz. Der Baum, von dem es kommt, wurde von Chukwu gemacht, wie in der Tat alle kleineren Götter. Aber

er machte sie als seine Boten, sodass wir durch sie einen Zugang zu *ihm* haben. Es ist wie bei Ihnen. Sie sind das Oberhaupt Ihrer Kirche.

B.: Nein, das Oberhaupt meiner Kirche ist Gott.

A.: Ich weiß, aber es muss ein Oberhaupt in dieser Welt bei den Menschen geben. Jemand wie Sie muss hier das Oberhaupt sein.

B.: Das Oberhaupt meiner Kirche in diesem Sinn sitzt in England.

A. Das ist genau, was ich sage. Das Oberhaupt Ihrer Kirche ist in Ihrem Land. Es hat Sie hierhergeschickt als seinen Boten. Und Sie haben auch Ihre eigenen Boten und Diener ernannt. [... Es ist das Gleiche bei Gott, oder Chukwu. Er ernennt die kleineren Götter, um ihm zu helfen, weil seine Arbeit zu umfangreich ist für *eine* Person.

B.: Sie sollten sich ihn nicht als eine Person denken. [...] Und das Schlimmste dabei ist, dass die ganze Verehrung an die falschen Götter geht, die Sie selbst geschaffen haben.

A.: Das ist nicht so. Wir opfern den kleinen Göttern, aber wenn sie versagen und sonst niemand da ist, an den wir uns wenden können, gehen wir zu Chukwu. [...] Wir scheinen den kleinen Göttern mehr Aufmerksamkeit zu schenken, aber das ist nicht so. Wir belästigen sie mehr, weil wir Angst haben, ihren Meister zu belästigen. [...]

B.: Da haben Sie etwas Interessantes gesagt. Sie haben Angst vor Chukwu. In meiner Religion ist Chukwu ein liebender Vater und braucht von denen, die seinen Willen tun, nicht gefürchtet zu werden.

A.: Aber wir müssen ihn fürchten, wenn wir seinen Willen *nicht* tun.

Ein bemerkenswertes Gespräch – zwei Männer begegnen sich auf Augenhöhe. Der Respekt des europäisch gebildeten Mr. Brown vor seinem angeblich primitiven Gegenüber zeigt sich etwa darin, dass er den Namen Chukwu auch als Bezeichnung für den christlichen Gott übernimmt. Und Akunna ist im argumentativen Geschick keineswegs unterlegen. Diese Begegnung stellt sicherlich eine Art Wunschtraum des Autors dar: So hätte die Begegnung der Europäer mit der afrikanischen Kultur verlaufen sollen! Allerdings ist das Gespräch beschränkt auf das Problem des Ibo-Polytheismus. Weder die „verrückte“ Trinität auf der einen Seite kommt zur Sprache noch die religiös motivierten Tötungen und die Ausgrenzungen auf der anderen.

Das Erfolgsrezept von Mr. Brown ist der Bau der schon erwähnten Schule. Wer in ihr lesen und schreiben lernt, kann einen Posten bei der Distriktsverwaltung bekommen, und kluge Leute wie Akunna ahnen die Möglichkeit eines weiteren Aufstiegs für ihre Kinder. Wichtig ist (und das hat Achebe auch in seinen persönlichen Erinnerungen hervorgehoben): Bildung ist hier immer mit Religion verbunden, wer lernen wollte, musste (zumindest äußerlich) Christ sein. Und die Verbindung mit der Verwaltung verlieh der Mission Prestige (das etwa der nette Mr. Kiaga in Mbanta nicht hatte).

Keinen Respekt allerdings erwirbt die Mission bei Okunkwo. Als der Missionar ihn einmal besucht und ihm mitteilt, dass sein Sohn Nwoje, der jetzt Isaak heißt, in ein Lehrerseminar im Norden aufgenommen worden sei, wirft der ihn hinaus mit der Bemerkung, das nächst Mal werde er sein Anwesen nicht lebend verlassen.

Okunkwo ist auch deswegen höchst missgestimmt, weil seine Rückkehr, die Heimkehr des großen Kriegers nach Umuofina, kaum Aufsehen erregt hat. Man hat jetzt andere Dinge, mit denen man sich beschäftigt, man ist, so scheint es ihm, sanft geworden wie Frauen.

Mr. Brown spürt irgendwann die Folgen seines rastlosen Einsatzes und sieht sich gezwungen, trotz aller Erfolge „traurig und gebrochen“ seine „Herde“ zu verlassen. Der neue Reverend (jetzt erst taucht dieser Titel auf) ist von anderer Art. Er kennt keine Kompromisse, kein großzügiges Geltenlassen, sondern nur richtig oder falsch; ihm geht es nicht um die Anzahl der Bekehrten, sondern um die Reinheit ihres Bekenntnisses. Eine Frau, die zugelassen hat, dass ihr heidnischer Mann ihr totes Kind, ein ogbanje (ein „böses Kind“, das immer wieder in den Mutterschoß zurückkehrt), verstümmelte, um es abzuschrecken, wirft er gnadenlos aus der Gemeinde {zum Unverständnis vieler von den Neuchristen}. Die übermotivierten Konvertiten, von Mr. Brown gebremst, haben jetzt freie Bahn. Besonders aggressiv ist der Sohn des Schlangenspriesters, seit der Konversion Enoch genannt. Die „Altgläubigen“ feiern gerade das Fest der Erdgöttin, da kommen die Vorfahren als Ekwugwu auf die Erde, als die kostümierten Gestalten, die wir von dem Gerichtsverfahren her kennen, und ziehen durchs Dorf. Da es gerade Sonntag ist, gibt es harmlose Konflikte mit den Kirchgängerinnen. Sie sind fast schon friedlich gelöst, da fängt Enoch Streit an und reißt einem von den Kostümierten die Maske herunter – und das bedeutet für die Ibo, er hat einen der „Ahnengeister“ getötet.

### **Text 7**

In dieser Nacht wandelte die Mutter der Geister in die Kreuz und die Quer des Stammes und weinte um ihren ermordeten Sohn. Es war eine furchtbare Nacht. Auch der älteste Mann in Umuofia hatte nie einen so fremden und fürchterlichen Klang gehört, und er sollte nie wieder gehört werden. Es war, als ob die Seele des Stammes selbst weinte wegen eines großen kommenden Übels – wegen ihres eigenen Todes.

Der Erzähler übernimmt also die Perspektive des Stammesglaubens, um das Ende der Ibo-Kultur anzukündigen.

Am nächsten Tag versammeln sich die Ekwugwu auf dem Dorfplatz, die Christen vor der Kirche. Der Distriktsbevollmächtigte ist mit seinen Leuten gerade auswärts unterwegs. Die Christen wollen einen Zusammenstoß vermeiden (zu Enochs Enttäuschung), die kriegerischen Ekwugwus, „berauscht von Zerstörungslust“ (so negativ charakterisiert sie der Erzähler immerhin) zerstören zunächst Enochs Anwesen und

ziehen dann zur Kirche. Zu Gewalt gegen Menschen kommt es dort nicht, weitgehend durch das Verdienst des von auswärts kommenden Dolmetschers, der Reverend Smiths kompromisslose Äußerungen nicht übersetzt, sondern durch vermittelnde Freundlichkeiten ersetzt. Der oberste Ekwugwu beruhigt die Seinen und bekennt sich für die *Zukunft* zu friedlicher Koexistenz zwischen den spinnigen Christen und den Anhängern der Erdgöttin. Aber in der *Gegenwart* ist ein Sakrileg geschehen, und das kann nicht ungesühnt bleiben: Von der Kirche bleibt nur ein Haufen Erde und Asche.

Die Seele des Stammes weinte in Erwartung ihres Todes, haben wir gehört. Und diese Erwartung trifft ein:

Zunächst lebt Okunkwo auf: Zwar hat man den Missionar und die Bekehrten am Leben gelassen, aber er man hat etwas getan, er fühlt sich wieder als Krieger. Die Männer im Dorf sieht man nur noch bewaffnet. Dann kehrt der Distriktsbevollmächtigte zurück in den Ort und bittet sechs führende Männer des Dorfs zu sich. Okunkwo ist dabei. Die sechs kommen zwar mit ihren Buschmessern in der Scheide, lassen aber die Gewehre zu Hause. Zunächst ist es ein höfliches Gespräch, aber dann werden die Männer blitzartig überwältigt und bekommen Handschellen angelegt. Der Bevollmächtigte erklärt ihnen sachlich, sie hätten Enochs Vergehen vor Gericht bringen sollen, statt Selbstjustiz zu üben. Das ist vom europäisch-rechtsstaatlichen Standpunkt aus gewiss korrekt. Aber man kann sicher sein, dass der englische Richter für das Herabreißen einer Maske allenfalls eine Bagatellstrafe verhängt hätte. Die Zerstörung der Kirche ist da ein Vergehen von anderer Größenordnung. Die sechs sollen bis zur Zahlung von 200 Beuteln Muschelgeld in Haft bleiben. Kaum ist der Bevollmächtigte gegangen, geht es den Gefangenen schlecht: Sie werden von den afrikanischen Gerichtsboten geschoren, verhöhnt, geschlagen und bleiben ohne Nahrung und Wasser, ohne Toiletten. Die Dorfbewohner beraten sich, sie denken an das Massaker von Abame und an den Galgen in der Verwaltungshauptstadt und liefern die 250 Beutel (50 haben die Gerichtsboten für sich draufgeschlagen).

Die neun werden, nach einem Sermon des Distriktsbevollmächtigten über Frieden und gute Herrschaft, freigelassen, und trotten entmutigt ins Dorf zurück; Schweigen lastet über der Ansiedlung. Okunkwo dürstet nach Rache, er ergeht sich in anachronistischen Phantasien eines Kriegs wie damals, als sie zwölf der Feinde töteten und die nur zwei der Ihrigen, er ist aber auch willens, ganz allein Vergeltung zu üben. Am Tag darauf werden noch einmal die Männer aus allen neun Dörfern zusammengerufen. Noch einmal erleben wir die Riten, die Lautstärke, die mitreißende Atmosphäre einer solchen Versammlung. Der Hauptredner klagt, dass alle Götter und die toten Väter weinen über den geschehenen Gräuel, er beklagt, dass ein Teil der Brüder die Treue zu Göttern und Ahnen verraten hat, sich Fremden angeschlossen und ihr Vaterland besudelt hat. Er ist gerade dabei, zum Ausrotten dieses Übels, also zum bewaffneten Kampf, aufzurufen, da tauchen fünf Gerichtsboten in Uniform auf und ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Okunkwo springt auf, unfähig, ein Wort zu reden. „In diesem kurzen Augenblick schien die Welt stille zu stehen, zu warten“, so markiert

der Erzähler die entscheidende Bedeutung dieses Moments. Der Anführer der Uniformierten verkündet, dass der weiße Mann, „dessen Macht ihr nur zu gut kennt“, angeordnet habe, dieses Treffen zu beenden. Da zieht Okunkwo sein Buschmesser und haut ihm den Kopf ab. (Es ist das zweite Mal, dass er spontan mit der Waffe jemand Unbewaffneten zu Tode bringt.) Es erhebt sich dann auch Geschrei in der Versammlung, Geschrei ja, aber Okunkwo sieht, dass die anderen vier Gerichtsboten unbehelligt fliehen können, und er spürt auch Furcht und Zweifel in der Menge. Da weiß er: Es wird keinen Krieg geben. Umuofina hat Tumult zustande gebracht, aber keine kriegerische Aktion.

Das letzte Kapitel ist aus der Perspektive des Distriktsbevollmächtigten erzählt. Er rückt mit Soldaten vor das Anwesen des Übeltäters Okunkwo. Der sei nicht da, hört er von den Eingeborenen. Sie führen ihn zu einem Baum, an dem Okunkwo sich erhängt hat. Dann bitten ihn diese seltsamen Menschen, dass seine Leute den Toten herunterholen und begraben; sie selbst, so erklären sie dem interessiert zuhörenden Engländer, dürften einen Stammesgenossen, der durch Selbstmord einen Frevel gegen die Erdgöttin begangen habe, nicht bestatten, sie können nur danach der Göttin Sühnopfer darbringen. Der Bevollmächtigte gibt die nötigen Anweisungen, und er nimmt sich vor, dieses merkwürdige Vorkommnis in das Buch aufzunehmen, das er nach all den Jahren Zivilisierungsarbeit schreiben will. Der Titel (und mit ihm endet der Roman) soll lauten: „Die Befriedung der primitiven Stämme am unteren Niger“.

Dass gerade dieser Buchtitel an so herausgehobener Stelle steht, macht deutlich, was das Motiv, oder zumindest ein wesentliches Motiv für den jungen Autor war, diesen seinen ersten Roman zu schreiben: Achebe war empört über die Darstellung seiner afrikanischen Heimat in der europäischen Literatur. Er weiß es besser, aus eigener Erfahrung und durch seine älteren Verwandten, er schreibt, jedenfalls größtenteils, aus der Innensicht des Ibo-Stamms, seine Erzählweise ist beeinflusst durch dessen Erzähltradition, die Afrikaner des Romans sind nicht aufgespießte Insekten in einer entomologischen Sammlung, sondern lebende Individuen. Sie leben eingebunden in einen festen, funktionierenden Rahmen, eingebunden in die Naturabläufe im Wechsel der Jahreszeiten, sie fühlen sich verbunden mit den Vorfahren, halten in der Verwandtschaft zusammen, werden immer wieder hingerissen von ekstatischen Gemeinschaftserlebnissen, werden für Leistung mit herausragenden Stellungen belohnt. Das sind Lebenselemente, deren Verlust Achebe zutiefst schmerzt. Jedoch spart er auch Dinge nicht aus, die der Leser schwerlich akzeptieren kann: Tötungen, besonders die von Zwillingen, Bewertung und faktische Stellung der Frau, Ausgrenzung einer unterprivilegierten Gruppe. Wie passt das zusammen? Können wir uns da wirklich wünschen, dass dieser Stamm ohne Eingreifen der Europäer in der von Achebe dargestellten Weise hätte weiterleben sollen? Achebe kritisiert selbst in seinem autobiographisch getönten Roman „No longer at ease / Heimkehr in ein fremdes Land“ insbesondere die Ausgrenzung der „Ausgestoßenen“, die zu seiner Zeit noch in gewissem

Maß wirksam ist, scharf. Nun, die Frage, ob ein Zurück zum alten Stammesleben wünschenswert wäre, ist müßig. Ibo-Land hat eine neuzeitliche Gesellschaft, mit nicht mehr als Resten der alten Welt, allerdings bedeutenden Resten. Wie das funktioniert - auch das können wir mitverfolgen in Werken der afrikanischen Literatur.

Dr. Gerhard Vogt, 15. Juni 2026